



Samstagsinterview

«Man muss der Seele ein Gegengewicht geben»

Lukas Schwyn Als Präsident des Bäuerlichen Sorgentelefon und Pfarrer in Signau weiss er um die Sorgen und Nöte der Bauern. Nun geht Lukas Schwyn in Pension. Im Gespräch erzählt er über bewegende Momente aus seiner Arbeit als Seelsorger, seine Zeit als Jugendlicher in Biel und über die Kluft zwischen Stadt und Land.

Interview: Brigitte Jeckelmann

Lukas Schwyn, vor sieben Jahren haben Sie das Präsidium beim Bäuerlichen Sorgentelefon übernommen. Wie haben Sie die Aufgabe angepackt?

Lukas Schwyn: Ich musste mich schlagartig in die Landwirtschaft hineindenken. Meine erste Aufgabe war, eine Stellungnahme zur Agrarpolitik 2014 bis 2017 zu verfassen. Dafür ackerte ich einen dicken Stapel Papiere durch. Dabei ist mir klargeworden, wie komplex das Ganze ist und wie die Landwirtschaft in der Schweiz tickt. Ich habe auch gelernt, was Abkürzungen wie SAK (Standard-Arbeitskraft) oder ÖLN (Ökologischer Leistungsnachweis) bedeuten. Mit dem Wissen konnte ich mich dann mit den Bauern auf Augenhöhe unterhalten – jedenfalls war ich zumindest viel näher an ihre Lebenswelt herangerückt.

Worum geht es bei den Anfragen am Häufigsten?

Um Generationenkonflikte. Und zwar durchwegs, von Anfang an bis heute. Mich überrascht es, dass dies immer noch so virulent ist. Das hat mit der speziellen Wohnsituation auf Bauernbetrieben zu tun, wo oft mehrere Generationen unter einem Dach oder auf engem Raum zusammenleben. Das ist ein Nährboden für Konflikte. Das Problem hat sich verschärft, weil sich die Rolle der Frauen verändert hat.

Inwiefern?

Frauen sind heute besser ausgebildet und damit selbstständiger als früher. Sie haben eigene Vorstellungen über das Familienleben und sie wollen mitreden können, auch was den Betrieb betrifft. Frauen sind zudem heute oft im Nebenerwerb tätig und bringen damit ein relevantes Einkommen mit auf den Hof. Damit hat sich ihre Stellung gegenüber früher verändert.

Suchen Anrufer beim Bäuerlichen Sorgentelefon vor allem jemanden, der ihnen einfach mal zuhört oder geht es auch um konkrete Hilfe?

Sehr oft geht es ums Zuhören. Vor allem wenn die Leute in einer Krise sind, wirkt Reden wie ein Ventil, das Druck ablässt. Manchmal geht es auch darum, die Probleme zu sortieren. Manche Anrufer erkundigen sich aber auch nur nach der Adresse einer Sexualberatungsstelle und manche bezeichnen wir als Daueranrufer. Das sind einsame Menschen, die niemanden haben, mit dem sie reden können. Sie sind froh, hier jederzeit einen Ansprechpartner zu finden.

Studien bescheinigen Bauern ein höheres Risiko für Suizid und Burnout. Offenbar sind psychische Krankheiten bei Bauern auf dem Vormarsch – wie schlägt sich dies bei den Anrufen nieder?

Wir nehmen eine Zunahme psychischer Leiden wahr. Sind schon bei der übrigen Bevölkerung solche Krankheiten stigmatisiert, ist dies bei Bauern noch ausgeprägter. Über psychische Probleme zu sprechen ist tabu. Hier besteht Handlungsbedarf. Die Akzeptanz, dass man auch psychische Probleme haben darf, ist aber am Wachsen. Bei Männern ist es noch etwas schwieriger als bei Frauen. In der Stadt ist es schon beinahe selbstverständlich, dass jeder

seinen Psychologen hat. Aber auf dem Land ist das nicht so. Dabei wäre es wichtig, frühzeitig Hilfe zu holen, weil dann die Chance auf Heilung grösser ist, als wenn man wartet bis zum Zusammenbruch.

Bauern schweigen lieber bis sie umfallen als zu reden – was glauben Sie, woran das liegt?

Es braucht viel, über seinen Schatten zu springen,



zuzugeben: Ich habe ein Problem. Aber das kann man lernen, wie ich kürzlich bei einem Bauern er-

«Mich überrascht es, dass Generationenkonflikte in der Landwirtschaft heute immer noch so virulent sind.»

lebt habe, den ich eine Weile wegen eines Burnouts begleitete. Eines Tages rief er mich an und bat mich zu kommen. Er sei wieder kurz davor zusammenzuklappen, er brauche Hilfe. Es hat mich gefreut, dass er selber zum Telefon griff und nicht seine Frau.

Wie ging die Geschichte weiter?

Ich ging hin und habe festgestellt, dass er einen Arzt braucht. Ich konnte ihn davon überzeugen, sich beim psychiatrischen Notfalldienst zu melden, was er dann auch tat. Er bekam dann sofort Hilfe. Es hat mich gefreut, dass er den Schritt gemacht hat. Er hat seine Probleme nicht überspielt, sondern hat sie akzeptiert. Das ist extrem wichtig. Ich erinnere mich an einen Fall vor Jahren, als sich ein junger Bauer das Leben nahm, den ich zuvor begleitet hatte.

Erzählen Sie.

Ich weiss noch, wie er sagte, er könne nicht mehr an den Stammtisch, er wisse, wie die anderen über ihn redeten. Leute wie er, das seien «fuli Sieche», die wollten bloss nicht arbeiten. Er selber habe ja früher auch so geredet über andere Betroffene. Ich denke, man muss das überwinden, damit aufhören, psychische Krankheiten klein zu reden. Vor allem Männer müssen lernen, dazu zu stehen. Frauen sind eher dafür bereit. Und wenn es um ihre Männer geht, dann rufen sie oft bei uns an und fragen, was sie tun sollen, weil ihre Männer sich nicht helfen lassen wollen. Wir raten dann oft dazu, den Hausarzt beizuziehen, ihn zu bitten, das Problem anzusprechen – falls der Mann einverstanden ist, den Arzt aufzusuchen. Es braucht aber noch viel Arbeit, bis auch Bauern sich trauen, zu ihren Schwächen zu stehen.

Sie haben vorhin gesagt, Sie hätten das Gefühl,

dass die Akzeptanz psychischer Leiden bei Bauern steigt – woran machen Sie das fest?

Weil man auch in der Öffentlichkeit, in den Medien, vermehrt darüber spricht. Man hat gemerkt, da ist ein Problem und darüber muss man reden. Indem man mehr darüber spricht, fühlen sich Betroffene weniger als Einzelfall oder Exot. Ich habe aber

noch eine andere These.

Welche?

Der Bauer definierte sich bisher primär über seine körperliche Leistung als Arbeiter. Doch dies verändert sich durch die fortschreitende Technisierung in der Landwirtschaft. Immer mehr Maschinen übernehmen die schweren, körperlichen Arbeiten. Ich könnte mir vorstellen, dass dies zu einer Veränderung der Mentalität führt. Wer nur geistig arbeitet, kann sich gar nicht vorstellen, wie es ist, körperlich hart zupacken zu müssen. Dennoch braucht es noch viel Öffentlichkeitsarbeit, die Diskussion über psychische Krankheiten unter den Bauern richtig in Gang zu bringen.

Bei vielen Bauern drückt die Kritik der Öffentlichkeit auf das Selbstwertgefühl. Medienberichte bezeichnen Biobauern gerne als die Guten, während die übrigen die Umwelt vergiften und Tiere plagen. Daraus könnte man schliessen: Biobauern leiden weniger an mangelndem Selbstwert als die übrigen. Ihre Einschätzung dazu?

Ich glaube tatsächlich, dass der Biobauer in der Öffentlichkeit ein besseres Image hat und sich das auf das Selbstwertgefühl auswirken mag. Doch die Einteilung der Bauern in zwei Gruppen greift viel zu kurz.

Wie meinen Sie das?

In den letzten Jahren habe ich festgestellt, dass jeder Hof mit seinen Bewohnern eine Welt für sich ist. Innerhalb der Landwirtschaft gibt es zudem eine unglaubliche Breite an Überzeugungen und politischen Einstellungen. Das geht von Links bis ganz Rechts. Da gibt es riesige Gegensätze und daher auch unterschiedliche Mentalitäten – wie bei der übrigen Bevölkerung auch. Landwirte sind keine homogene, sondern eine sehr segmentierte Gruppe mit unterschiedlichen Überzeugungen und Interessen. Das macht die Aufgabe des Bundesamts für Landwirtschaft so schwierig, alle Interessen unter einen Hut zu bringen. Generell stelle ich eine Frustration der Bauern gegenüber der städtischen Bevölkerung fest.

Warum?

Die Landwirte haben das Gefühl, die Städter fordern von ihnen mehr Ökologie und sie selber tun nichts dafür. Sie verbrauchen immer mehr Ressourcen, verbauen mehr Land, und ihre Fahrzeuge stossen Schadstoffe aus. Dabei sollten die Städter auch ihren Beitrag leisten. Stadt- und Landbevölkerung driften immer weiter auseinander. Das hat sich gerade bei der Hornkuh-Initiative gezeigt: Die Städte waren da-



für, ländliche Gemeinden dagegen. Daraus schliesse ich: Ein Teil der Städter hat keine Ahnung davon, wie es in der Landwirtschaft läuft. Sie haben ein idealisiertes Bild, das die Werbung auch dauernd vermittelt. Es hat nichts mit der Realität zu tun.

Wie könnte man dagegen angehen?

Vielleicht sollte jeder mal ein Praktikum in der Landwirtschaft absolvieren? Doch ob in der Stadt oder auf dem Land stelle ich fest: Immer mehr Menschen leiden unter dem zunehmenden Druck, immer effizienter sein zu müssen. Dabei geht das Zwischenmenschliche vergessen. Menschlichkeit will sich niemand leisten. Spitäler entlassen Patienten aus Kostengründen immer früher, Gemeinden hören damit auf, Altersnachmittage anzubieten. Das macht mir Sorgen, wenn ich an die Zukunft denke.

Sie sind im Alter von zwölf nach Biel gekommen und sind in der Stadt aufgewachsen. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?

Als ich in der fünften Klasse war, ist meine Familie von Schlosswil vom Land nach Biel in die Stadt gezogen. Dort habe ich mich in der ersten Zeit als Landei gefühlt. Also völlig daneben. Ich weiss noch, wie ich ohne Schuhe an den Füßen und in kurzen Hosen durch die Stadt ging und mich die Leute komisch anschauten. Das verstand ich damals nicht. Aber ich bin dann sehr schnell zum Stadtkind geworden und ich habe die Stadt Biel geliebt. Für mich war Biel ein ganz wichtiger kultureller Ort. Es war unglaublich spannend für mich, hier zu leben.

Zieht es Sie manchmal zurück nach Biel?

Meine Brüder leben in Biel und ein alter Freund. Ich besuche sie immer mal wieder. Dabei freue ich mich jeweils auf den See, den ich lange Zeit vermisst habe. Ich erinnere mich an einen Ort oberhalb des Sees, bei Tüscherz-Alfermée, in einem Rebberg mit einem Baum. Als Jugendlicher habe ich meine Sorgen dorthin getragen und schwierige Entscheide gefällt. Zu Füßen des Baums habe ich dann über den See in die Weite geblickt und darüber nachgedacht, was ich denn jetzt tun sollte. Das hat mir immer geholfen.

Warum sind Sie Pfarrer geworden?

Ich bin in einer Pfarrersfamilie aufgewachsen. Meinen Vater habe ich als jemanden erlebt, der das überzeugend und auf eine gute Art gemacht hat. Er war für mich ein Vorbild, übte aber nie Druck auf

«Landwirte haben das Ge-

fühl, die Städter fordern von ihnen mehr Ökologie und sie selber tun nichts dafür.»

mich aus, denselben Beruf zu ergreifen. Vielleicht war das aber auch der Grund, dass ich immer das Gefühl hatte, in dieser Gesellschaft, in der das Materielle, das Äussere und der Konsum eine so wichtige Rolle spielen, muss man der Seele ein Gegengewicht geben.

Haben Sie nie an Gott gezweifelt?

Doch, immer wieder. Manche Dinge versteht man einfach nicht. Als Pfarrer war ich mit schlimmen Schicksalsschlägen konfrontiert. Ich habe mir oft die Frage nach dem Warum gestellt. Antworten habe ich keine gefunden.

Was ist Gott für Sie?

Für mich ist Gott die Quelle der Liebe. Ich glaube, dass Gott diese Welt erschaffen hat, dass er sie trägt und mit dieser Welt geht und dass er auch mit dieser Welt mitleidet. So wie das Jesus Christus in seinem Leiden, Tod und Auferstehung getan hat. Das ist das Zentrale unseres Glaubens. Gott ist einer, der nicht fernab von unserer Welt ist, sondern er trägt uns durch alles hindurch. Sogar dann, wenn wir nichts spüren.

Und das sagen Sie einem verzweifelten Bauern im Emmental, krank und verlassen von seiner Frau, von Geldsorgen geplagt?

(Lacht). Nein, in diesen Fällen sprechen wir natürlich nicht zuerst vom lieben Gott. Dann versuche ich, das Grundvertrauen zu vermitteln, dass es wieder einen Weg geben wird, dass wieder eine Türe aufgeht und er aus dieser Krise herausfindet. Dann geht es um Handfestes: Was ist zu tun, wo kann ich mir Hilfe holen, zum Beispiel. Vielleicht muss ich es anders ausdrücken: Dass ich überhaupt dort bin, präsent bin, dass der Betroffene in der Situation spürt, es ist jemand da, der sich um mich kümmert, das ist ja die Parallele dazu, dass Gott immer da ist und uns trägt.

Können Sie ein Beispiel geben dafür?

Ich habe mal eine Bäuerin begleitet, die in ein Burnout geraten ist. Ich kümmerte mich mehrere Jahre lang intensiv um sie. Wir gingen oft hinaus in den Wald, für sie ein Ort der Kraft. Und dort haben wir über sehr Vieles gesprochen, vor allem über Er-



fahrungen aus ihrer Biografie. Und mit der Zeit war dann der Glaube ein Thema. Schliesslich beteten wir auch zusammen. Und nach einiger Zeit sagte sie, jetzt habe sie wieder das Gefühl, getragen zu sein und nicht mehr ins Bodenlose zu fallen.

Das klingt schön.

Vielleicht ist es das, was ich vermitteln will, vor allem wenn ich seelsorgerisch tätig bin: Dass die Menschen nicht mehr das Gefühl haben, ins Nichts zu fallen, sondern dass sie sich getragen fühlen, wieder glauben und hoffen können. Manchmal frage ich mich aber auch, ob das bei mir der Fall wäre, wenn ich einmal etwas ganz Tragisches erleben würde wie den Selbstmord eines eigenen Kindes.

Haben Sie so etwas einmal miterlebt?

Ja, als Seelsorger des Care Teams des Kantons Bern. Dort ist man sehr oft mit Selbstmorden konfrontiert. Mein erster Care-Team-Einsatz bleibt mir unvergesslich. Es geschah in der Nähe von Biel, in Port. Ein Junge hatte sich das Leben genommen. Ich verstehe, dass man bei solch schweren Schicksals-

schlägen Glaube und Hoffnung verliert. Ähnlich ist es bei Depressionen. Auch diese Betroffenen verlieren oft komplett den Boden unter den Füßen. Das belastet mich manchmal schon sehr.

Wie gehen Sie damit um?

Ich muss ehrlicherweise sagen, dass ich mit der Zeit grosse Mühe hatte mit Suiziden. Das war mit ein Grund, weshalb ich beim Care Team aufgehört habe. Weil ich gemerkt habe, dass ich beginne, eine Wut gegen jene zu entwickeln, die sich selber umbringen.

In wenigen Tagen werden Sie 65 und gehen in Pension – was tun Sie nächstes Jahr?

Ich nehme mir eine Auszeit. Als Erstes gehe ich drei Monate nach in Italien. In der Stadt Siena werde ich bei einer Familie leben, eine Sprachschule besuchen und hoffentlich auch die Gelegenheit haben, italienisch kochen zu lernen. Vielleicht hänge ich dann noch eine weitere, längere Reise an. Aber wohin genau diese geht, weiss ich noch nicht.

Zur Person

- Geboren 1953
- Verheiratet
- **Theologiestudium in Bern und Edinburgh**
- Ab 2002 Pfarrer in Signau
- Ab 2011 Geschäftsführer Schweizerische reformierte Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft und **Präsident Bäuerliches Sorgentelefon**
- Hobby: Interesse an Musik und Musikgeschichte, insbesondere moderne Klassik *bjg*



Lukas Schwyn: In seinen Anfängen als Präsident des Bäuerlichen Sorgentelefonis musste er sich zuerst Wissen über die Landwirtschaft aneignen.

ZVG